

Sittlichkeit, Redlichkeit, Religion : das Marienheim Baden

Autor(en): **Baldinger Hartmann, Barbara**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujaersblätter**

Band (Jahr): **76 (2001)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-324691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sittlichkeit, Redlichkeit, Religion: Das Marienheim Baden

Barbara Baldinger Hartmann

Nach ihren Erfahrungen als *Alleinmädchen* im Alter von vierzehn, fünfzehn Jahren hatten viele junge Dienstmädchen die Hoffnung auf eine bessere Stelle in der Stadt, wo sich ihre Arbeit auf den Haushalt beschränkte, wo sich vielleicht noch anderes Dienstpersonal, zumindest eine Köchin, in die Arbeit teilte und dementsprechend der Lohn höher war. Der Weg zu einer *spezialisierten* Hausangestellten war allerdings lang und hart und konnte viele Jahre dauern.

Schutz vor «Gefahren an Leib und Seele»

Um die zahlreichen zuwandernden Dienstmädchen, die jung, unerfahren und ledig waren, aufzufangen und vor «Gefahren an Leib und Seele»¹ zu bewahren, schossen so genannte Platzierungsbüros für Dienstmädchen wie Pilze aus dem Boden der Städte. Die gewerblichen Stellenvermittlungsbüros galten aber als «Häuser üblen Rufs». Von Kuppelei über Abriss bis zu Betrug wurde den Büros so ziemlich alles Verwerfliche nachgesagt.²

In dieser Situation schufen kirchliche Kreise gegen Ende des Jahrhunderts Alternativen zum Schutz der jungen Frauen vor den Gefahren der Städte. Auf protestantischer Seite übernahmen diese Aufgabe besonders die «Freundinnen junger Mädchen», die ab 1896 in der ganzen Schweiz «Marthahäuser» ins Leben riefen. Katholische Stadtpfarreien gründeten in vielen Städten «Josefsheime», «Notburgaheime» (benannt nach der Schutzpatronin der Dienstboten) und «Marienheim»; so auch in Baden.

Am 13. Dezember 1903 wurde auf Initiative von Hochwürden Herrn Pfarrhelfer Otto Schibli im Restaurant «Gambrinus» der «Christliche Dienstboten- und Arbeiterinnenverein Baden» gegründet, der bis ins Jahr 1981 unter demselben Namen Bestand hatte. Dieser hatte den «Zweck, die Dienstboten, Arbeiterinnen, Ladentöchter, überhaupt die weiblichen Angestellten ohne Unterschied der Konfession zu sammeln, sie vor sittlichen Gefahren zu schützen und ihnen zu ihrem materiellen Wohle behilflich zu sein», so der Jahresbericht von 1906. «Die Mitglie-

der sollen a) die Pflichten ihrer Religion treu erfüllen, b) ihren Herrschaften aus Liebe zu Gott demütig und willig gehorchen und c) dem Vereine durch tadellosen Wandel Ehre machen. ... Macht sich ein Mitglied eines groben Vergehens gegen Sittlichkeit, Redlichkeit oder Religion schuldig, so kann es vom Direktor aus dem Verein ausgeschlossen werden.» Für einen Franken Eintrittsgeld traten schon am Gründungstag 78 «Töchter» dem Verein bei.³

Nach und nach wurden auch soziale Institutionen eingeführt: eine Spar- und eine Krankenkasse und ein Stellenvermittlungsbüro. Damit konnte doch wenigstens die starke persönliche Abhängigkeit der Dienstmädchen von ihren Arbeitgebern etwas eingeschränkt werden. Während nämlich Dienstbotinnen, die ernsthaft erkrankten, oft einfach auf die Strasse gestellt wurden, war es ihnen bei weniger schwerer Krankheit meist versagt, sich zu schonen oder sich gar ins Bett zu legen.⁴ Das ab 1906 bezugsbereite Marienheim nahm Vereinsmitglieder «während vorübergehender Unpässlichkeit oder Rekonvaleszenz gegen billige Entschädigung» auf und pflegte sie.⁵

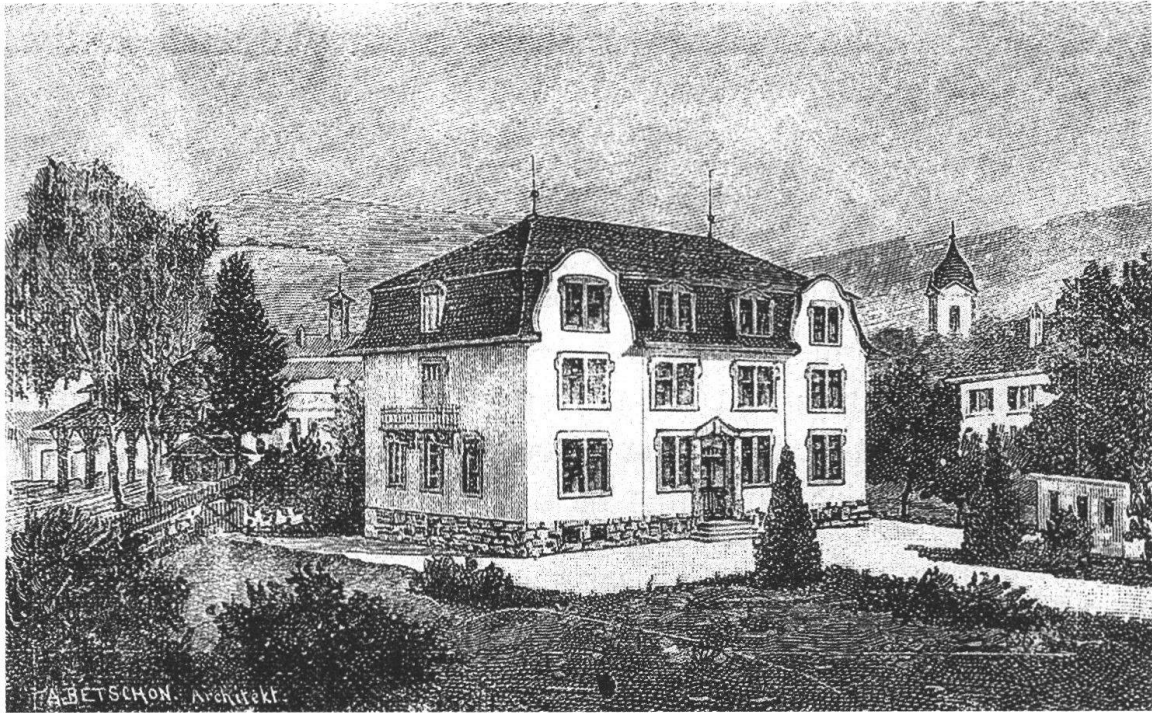
Die Sparkasse erlaubte den unqualifizierten und – wie man dem Artikel über die Anstalt Mariä Krönung entnehmen kann – nicht zur Selbständigkeit erzogenen jungen Frauen aus den ländlichen Unterschichten, Geld für die Aussteuer zu sparen. Denn normalerweise mussten diese Mädchen mit ihrem ohnehin geringen Lohn auch noch ihre Familie unterstützen.

Vom Schwurgerichtssaal ins Marienheim

Bald fasste der Verein auch in Baden – wie schon in anderen Städten, zum Beispiel Zürich – den Bau eines eigenen Hauses, das jungen Frauen ab sechzehn Jahren das Elternhaus ersetzen sollte, ins Auge. Bis anhin hatten sich die Mitglieder jeweils im Schwurgerichtssaal getroffen. Ein günstiger Bauplatz beim Bahnhof konnte erworben und der fertige Bau am Neujahrstag 1906 feierlich eröffnet werden. Das «Marienheim Baden», im Besitz des Dienstbotinnen- und Arbeiterinnenvereins und für 80000 Franken errichtet, umfasste einen grossen und zwei kleinere Säle und 30 Zimmer. In den 20er-Jahren wurde das Haus wegen grosser Nachfrage um ein drittes Stockwerk erweitert.

Das Marienheim beherbergte durchreisende oder stellenlose Dienstbotinnen und andere weibliche Angestellte für einen Franken und dreissig Rappen pro Tag; Kost und Logis waren inbegriffen. Unter der Obhut von Menzinger Schwestern bevölkerte sich das Haus schnell. Abgesehen von den Pensionärinnen brachten die übrigen Mitglieder des Vereins dort ihre freien Stunden zu und fanden bei den Schwestern jederzeit Rat und Hilfe.

Zusätzlich zum – rein männlichen – Komitee des Heims bildete sich ein «Damenkomitee» aus neun weiblichen «Ehrenmitgliedern zur Hebung und För-



Aus dem Prospekt für Pensionärinnen des Marienheims.
Die Abbildung zeigt noch das ursprüngliche, zweistöckige Gebäude. (Archiv des katholischen Pfarramtes Baden)

derung des Vereins und des Marienheims». Ausserdem überwachte ein Vorstand von sieben Frauen den Betrieb.

Das Stellenvermittlungsbüro – «Sorgenkind der Schwester Vorsteherin»

«Bei diesem allgemeinen Zug in die Fabriken und Geschäfte gibt es immer weniger Dienstmädchen und diese wenigen sind oft schwer am rechten Ort zu platzieren», seufzt Pfarrhelfer Schibli im Jahresbericht 1907. Im Berichtsjahr hatten sich nämlich 293 Dienstmädchen für Stellen gemeldet, aber 451 Herrschaften hatten welche gesucht! Vermittelt vom Marienheim wurden schliesslich 166 Stellen. Die Attraktivität des Dienstbotenberufs war im Schwinden. Durch Abwanderung aus dem Beruf, vor allem aber durch häufigen Stellenwechsel – meist schon nach drei Monaten – suchten sich viele Mädchen den herrschaftlichen Arbeits- und Dienstforderungen zu entziehen: «[Das Vermitteln von Stellen] ist eine schwere Arbeit für die Oberin und verlangt viel Schreiberei und Geduld, es in diesem Punkte allen recht zu machen, besonders heute, wo so viele Mädchen ihre Herrschaft und viele Herrschaften ihre Mädchen mit dem Monde wechseln und alles nur grossen Lohn und noch grössere Ansprüche macht.»⁶ Allerdings ist zu bemerken, dass sich im Lauf der Jahre der Abstand zwischen Angebot und Nachfrage beim Dienstpersonal verringerte, wie die Zahlen in den Jahresberichten beweisen. Und damit fiel auch das wohl am meisten angewandte Mittel der Dienstmädchen zum Widerstand weg: das Davonlaufen aus einer Stelle.

Geselliges Beisammensein und Weiterbildung: Wege aus der Isolation

Neben den sozialen Einrichtungen kümmerte sich der Dienstbotenverein Baden auch um die Weiterbildung seiner Mitglieder. Nur: Wann hatte ein Dienstmädchen Zeit für persönliche Weiterbildung? Eine in der Stadt Zürich erstellte Enquete über die Arbeitsbedingungen der Dienstmädchen ergab, dass fast die Hälfte der Befragten oft bis abends nach elf Uhr arbeiten musste.⁷ War am Sonntag Besuch angesagt, dann verzichtete die Herrschaft erst recht nicht auf Bedienung, sodass sich die sonntägliche Freizeit eines Dienstmädchens nicht selten auf die Stunden zwischen 15 und 18 Uhr beschränkte. Erst in den 30er-Jahren besserte sich dieser Zustand. «Jeden Sonntagnachmittag», so eine Studie im Jahr 1931 über die Arbeitsbedingungen von Hausangestellten in Baden, wo noch kein Normalarbeitsvertrag bestand, «jeden Sonntagnachmittag haben mehr als vier Fünftel der Badener Hausangestellten frei, alle vierzehn Tage verfügt jede elfte Angestellte über einen freien Nachmittag. ... Der regelmässige freie Werktagnachmittag ist dagegen noch nicht überall durchgedrungen. Der vierte Teil von 254 Hausangestellten kennt ihn überhaupt nicht. Ungefähr ein Drittel verfügt jede Woche über einen freien Werk-

tagnachmittag, bei weiteren 17 Prozent fällt er in der Waschwoche aus und 9 Prozent erhalten ihn nur alle zwei Wochen.»⁸

Unter diesen Umständen war es den meisten Dienstmädchen um die Jahrhundertwende nur möglich, am späteren Sonntagnachmittag Kontakte zu Berufskolleginnen zu pflegen, ihren Hunger nach Bildung zu stillen oder Ausschau nach einem Bräutigam zu halten. Die Dienstbotenvereine, so auch derjenige von Baden, versuchten systematisch, die Hausangestellten aus ihrer Isolation zu holen und zumindest die ersten zwei Bedürfnisse einigermaßen zu befriedigen.

Jeweils am Sonntag von 15.30 bis 16.30 Uhr stand den Mitgliedern des Vereins die Bibliothek im Marienheim offen. Ausserdem waren – laut Jahresberichten – die Vereinsversammlungen, vier bis sechs pro Jahr an einem Sonntagnachmittag um 16 Uhr, stets gut besucht. Dabei wurden regelmässig Vorträge mit erbaulichen, religiösen, aufklärenden und geschichtlichen Themen gehalten wie zum Beispiel: «Sparbarkeit», «Alkohol und die Frauenwelt», «Berufswahl», «Welche Dienstboten und Arbeiterinnen wechseln immer?», «Die Redlichkeit», «Die Pflichten einer Arbeiterin anhand des Vaterunser», «Dienstboten im alten Rom», «Aus Badens Vergangenheit» und viele mehr. Ausserdem bot das Marienheim für «Töchter aus allen Kreisen der Bevölkerung»⁹ Kochkurse von kürzerer oder längerer Dauer an. Denn durch fehlende Kenntnisse in der Haushaltsführung drohte einer Hausfrau die Gefahr, ihre Autorität beim Personal zu verlieren. Umgekehrt wuchs die Autonomie eines Dienstmädchens, wenn es sich durch hauswirtschaftliche Kurse weiterbildete.

Das Ende der Dienstbotenära

Auf diese Weise vermochten die konfessionellen Vermittlungsbüros sich zu etablieren und die gewerblichen «Platzierungsbüros» zu verdrängen. Bis in die 60er-Jahre spielten gesellige Dienstbotenvereine eine wichtige Rolle im Leben vieler Hausangestellten.¹⁰

Vor allem junge Dienstmädchen wohnten in den «Marienheimen», von Eltern oder Dorfpfarreien dorthin verwiesen. Ältere Dienstbotinnen schienen eine private Unterkunft – vielleicht bei einer Frau, die auch einmal Dienstmädchen gewesen war – vorgezogen zu haben, um der Kontrolle und der strengen Hausordnung zu entkommen. Mit zunehmender Berufs- und Lebenserfahrung verloren die durch Erziehung und Religion vermittelten Werte wohl ihre Allgemeingültigkeit und machten einer realeren Einschätzung Platz.

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts löste sich der Dienstbotenverein in Baden wegen Nachwuchsmangels praktisch auf. Und als 1978 das Mutterhaus in Menzingen die Kündigung für die drei verbliebenen Schwestern einreichte, musste eine

neue Lösung für die 25 meist betagten Pensionärinnen gefunden werden. 1981 hörte der «Christliche Dienstboten- und Arbeiterinnenverein Baden» definitiv auf zu existieren, und sein Besitz, das «Marienheim», wurde – wie in den Statuten vorgesehen – an den «Schweizerischen Katholischen Mädchenschutzverband» (seit 1966 Pro Filia) übergeben. Nach langen Verhandlungen war der schweizerische Verein, der das Haus aus verschiedenen Gründen nicht übernehmen wollte, bereit, dieses der Pro Filia Aargau mit allen Rechten und Pflichten zu überlassen. Öffentliche Hand und Private unterstützten die circa zwei Millionen Franken teure Innenrenovation, an welcher sich die Pro Filia selbst mit 20 Prozent Eigenleistung beteiligte.

Und so konnte das «Marienheim» am 1. Oktober 1983 zum zweiten Mal eröffnet werden, mit dem Unterschied, dass nun keine Dienstbotinnen mehr untergebracht und vermittelt werden, dass aber weiterhin junge Frauen – Lehrtöchter, Schülerinnen, Studentinnen und andere – eine preisgünstige Wohngelegenheit erhalten haben.

Anmerkungen

¹ Jahresbericht der Armenerziehungsanstalt Mariä Krönung in Baden 1893.

² Bochsler, Regula; Gisiger, Sabine: Dienen in der Fremde. Dienstmädchen und ihre Herrschaften in der Schweiz des 20. Jahrhunderts. Zürich 1989.

³ Statuten des Christlichen Dienstboten- und Arbeiterinnenvereins Baden 1904.

⁴ Bochsler/Gisiger, 132f.

⁵ Statuten des Christlichen Dienstboten- und Arbeiterinnenvereins Baden.

⁶ Jahresbericht des Christlichen Dienstboten- und Arbeiterinnenvereins Baden und des Marienheims 1911.

⁷ Bochsler/Gisiger, 77f.

⁸ Mousson, Nelly: Die Arbeits- und Berufsverhältnisse der Hausangestellten in Baden, Kt. Aargau. In: Zeitschrift für Schweizerische Statistik und Volkswirtschaft 1931, 3 und 1932, 1.

⁹ Jahresbericht Marienheim 1907.

¹⁰ Bochsler/Gisiger, 39f.